Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 591. **Dienstag** den 19. November 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Eine Unterredung mit Dr. Leyds.

„Einige Fragen über den Stand der Boerensache wäre Se. Excellenz bereit, Ihnen zu beantworten, obwohl sein Besuch in Berlin durchaus nicht politischer Natur ist und er sonst keinen Ausfrager empfängt." Dies theilte mir Herr Menzel, der Sekretär des Herrn Dr. Leyds, mit. Herr Menzel, übrigens ein Neffe unseres Altmeisters Adolf von Menzel, ist geborener Antwerpener und naturalisirter Transvaalboer. Er hat in den ersten 14 Monaten des südafrikanischen Feldzuges in den Reihen der Boeren gefochten, wurde in Pretoria gefangen genommen und ist, da er zufällig nicht die Waffe in der Hand hatte, vor dem Geschick, nach Ceylon expedirt zu werden, bewahrt worden. Er wurde auf Ehrenwort nach Europa entlassen.

Im Palasthotel hatte Dr. Leyds sein Quartier aufgeschlagen. Wenn er wirklich nicht in politischen Angelegenheiten hier ist, so müssen die privaten Angelegenheiten doch sehr dringender Natur sein. Er war sehr beschäftigt, und ich mußte ziemlich lange warten, bis mich Herr Menzel in das in der ersten Etage gelegene Arbeitszimmer führte.

Die Unterhaltung kam bald in Fluß. „Als Mitarbeiter der internationalen Friedensbewegung will ich gern mit Ihnen plaudern, aber interviewen lasse ich mich nicht. Ich bin nicht als Politiker hier", bemerkte Dr. Leyds.

„Nun gut," sagte ich, „lassen wir das Interview und plaudern wir. Wie lange noch, das ist die Frage, Excellenz, die auf Aller Lippen schwebt, wie lange wird dieser Krieg noch dauern?"

„Sehen Sie, ich bin gewiß ein Friedensmann, aber in erster Linie bin ich Freiheitsmann. Da unsere Freiheit auf dem Spiele steht, so kann der Krieg noch Jahre dauern."

„Jahre?"

„Noch viele Jahre," erwiderte Dr. Leyds in ernstem Tone.

„Und sind Sie der Ansicht, daß die Boeren es noch Jahre lang im Felde aushalten werden?"

„Ich bin fest davon überzeugt."

„Und woher werden sie die Kräfte nehmen?"

„Wir sind heute kräftiger als früher. Zunächst sind die zweifelhaften Elemente aus unseren Reihen verschwunden; die Leute, die heute noch kämpfen, die haben nichts mehr zu verlieren, und unsere Kraft schöpfen wir aus der Kriegsmethode der Engländer. Die brutale Kriegführung härtet unseren Widerstand."

Ich wagte den Einwand, ob nicht der Gedanke die Oberhand gewinnen müsse, daß durch diesen zähen Widerstand so viel Unschuldige leiden müssen, daß das so bittere Loos der gefangenen Männer und Frauen durch die lange Dauer des Kriegs so unendlich verschlimmert wird.

Diese Frage erregte den sonst sehr ruhig und gemessen sprechenden Mann. Er richtete sich hoch auf: „Der Friede kann nur von England kommen, wir können ihn nicht geben. Wir werden niemals einen Frieden schließen, der uns nicht unsere Unabhängigkeit garantirt."

Ich wies auf die wirthschaftliche Krise in ganz Europa hin, das unter der gewaltigen Stockung, die dieser Krieg hervorrief, ebenfalls leidet.

„Was geht uns Europa an, was hat Europa für uns gethan?"

Dies veranlaßte mich zu der Frage, ob die Boeren noch immer erwarten, daß Europa ihnen helfen werde.

Diese Frage wurde verneint, und auf die Frage, was die Boeren von der am 20. d. M. zusammentretenden Versammlung des Verwaltungscomités des Haager Schiedsgerichtshofes erwarten, erklärte Dr. Leyds, daß man, solange dasselbe noch nicht „Nein" gesagt habe, hoffen könne. „Und es hat noch nicht „Nein" gesagt", wiederholte er mit Nachdruck.

Meinen Einwand, daß das Haager Schiedsgericht insofern für diesen Krieg nicht als zuständig angesehen wird, als die Haager Conventionen erst in Kraft getreten sind, nachdem der Transvaalkrieg bereits begonnen hatte, suchte Dr. Leyds damit zu widerlegen, daß dieser Einwand berechtigt wäre, wenn der Transvaalkrieg schon vor Inkrafttreten der Haager Conventionen beendigt gewesen wäre. Er sei unzutreffend, da der Krieg noch währt und den Contractsstaaten das Angebot der Vermittelung auch während der Dauer der Feindseligkeit zusteht. Daß die Boeren sich gegen die brutale Kriegführung Kitchener's dadurch zu rächen suchen werden, daß auch sie einzelne gefangene englische Officiere erschießen werden, bestritt Dr. Leyds. Dem geplanten Boycott Englands, den die Hafenarbeiter Hollands planen, stehe er fern. Man versuchte ihn zwar dafür zu interessiren, er habe sich jedoch nicht hineinmischen wollen. Ueber den Erfolg eines solchen Unternehmens vermag er keine Aufschlüsse zu geben. Bei Besprechung der Agitationen zu dem Zweck, dem Kriege Einhalt zu thun, wiederholte er mir, daß jede derartige Agitation, soweit sie sich an die Boeren wendet, zwecklos wäre. Die Boeren sind jederzeit bereit, Frieden zu schließen, wenn England ein Schiedsgericht acceptirt oder ihnen zum Mindesten ihre Unabhängigkeit läßt. Die Aufforderung zum Einhalt des Krieges müsse sich ausschließlich an die englische Adresse richten.

Der Sekretär Herr Menzel trat ein. Ich merkte, daß es sich um einen anderen, natürlich „unpolitischen" Besuch handle, und erhob mich. Ich mußte aber noch eine Frage vorbringen. „Ist es Ihnen nicht gelungen, zu deutschen Regierungskreisen Fühlung zu nehmen, Excellenz?" — — — Eine kleine Pause trat ein. Dr. Leyds zuckte die Achsel und sagte: „Ich sagte Ihnen ja, interviewen lasse ich mich nicht. (Alfred H. Fried, im Berl. Loc.-Anz.)

* **Winburg**, 17. November. General Barker ist von einer Aufklärungsexpedition nach Bethlehem zurückgekehrt. Es wurden während der Expedition sechs Boeren getödtet, vier verwundet und dreißig gefangen genommen. Barker hatte zwei Verwundete.

* **London**, 19. November. (Telegramm.) Nach der Verlustliste wurden in dem Gefechte bei Tweefontein am 14. November ein Mann getödtet, drei Officiere, darunter ein Prinz Radziwill, sowie fünf Mann verwundet.

* **Brüssel**, 18. November. „Petit Bleu" meldet, nach einer Privatdepesche, aus London sei die Gattin des Präsidenten des Oranjefreistaats Steijn mit ihren fünf Kindern ohne jede Begründung aus Afrika deportirt und nach Europa eingeschifft worden, obwohl ihr Gesundheitszustand sehr erschüttert sei.

* **London**, 19. November. (Telegramm.) Lord Kitchener meldet aus Pretoria unter dem 18. November: Seit dem 7. November sind nach den Berichten der einzelnen Colonnen 43 Boeren gefallen, 16 verwundet und 241 gefangen genommen worden, 6 haben sich ergeben. Erbeutet wurden 5650 Patronen, 164 Gewehre, 205 Wagen, 600 Pferde und 11 500 Stück Vieh. Verschiedene Boerenabtheilungen unter Fouché, Myburgh, Malan, Hugo Lategan und Maritz werden von den englischen Colonnen verfolgt.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. November.

Vor geraumer Zeit erzählte der „Vorwärts" aus einem **Berliner Universitätscollegs** eine Geschichte, die wir vor Allem wegen der Herrn Bebel's Erfindungsgeiste congenialem Tendenzphantasie des socialdemokratischen Centralorgans ignoriren zu sollen glaubten. Dies aber auch aus inneren Gründen. Nun giebt die „Frankf. Ztg." die Erzählung wieder und auch die „Tägl. Rundschau" macht ihre Leser damit bekannt. Wir unterbreiten sie deshalb unseren Lesern. Sie lautet:

„In seiner Vorlesung über den Reichscivilproceß empfahl Professor Kohler am letzten Sonnabend bei Besprechung der einschlägigen Literatur den von Wilmowski und Levy herausgegebenen Commentar als den besten. Bei der Nennung des Namens Levy gab ein allgemeines Scharren als Zeichen des Mißbehagens beredtes Zeugniß von dem in gewissen studentischen Kreisen herrschenden Geiste. Das Unerhörte aber geschah, als Professor Kohler seinem Bedauern darüber Ausdruck gab, daß der genannte Commentar nicht in neuerer Auflage erschienen sei, da Wilmowski gestorben und Justizrath Levy vor nicht langer Zeit ermordet worden sei; — das Auditorium bekundete durch ohrenbetäubendes Trampeln sein Wohlgefallen, daß der verdiente jüdische Rechtsgelehrte in dieser Weise sein Ende gefunden habe."

Die „Tgl. Rundschau" will „hoffen, daß sich der Einsender über den Sinn der zweiten Kundgebung getäuscht hat". Wir unsererseits gestehen, auch den ersten Theil zum Mindesten für albern von Seiten Rechtsbeflissener in höheren Semestern zu finden. Wenn die Herren etwas studirt haben, sind sie auch mit anderen jüdischen Schriftstellern in gewisse Berührung gekommen. Daß der „zweite" Theil nicht so aufzufassen ist, wie er von der demokratischen Presse, deren Commentar wir unterdrücken, geschieht, hoffen wir nicht nur, sondern wir sind fast davon überzeugt. Im anderen Falle würde wohl Herr Professor Kohler seine Indignation in der Form bekundet haben, wie sie einem Universitätslehrer, der keine Strafpredigt halten will — und das ist keinem dieser Herren zuzumuthen — zur Verfügung steht: er würde die Vorlesung unterbrochen und sich entfernt haben. Immerhin geht die Erzählung durch die in- und ausländische Presse und bedarf der Aufklärung. Eine solche ist der in Mitleidenschaft gezogene Docent zwar nicht der Oeffentlichkeit, unseres Erachtens aber der Regierung schuldig, die unterrichtet sein muß, falls die Sache in dem preußischen Landtage zur Sprache gebracht werden sollte, was zur Zeit beabsichtigt ist. Ist das Geringste an dem zweiten Theil des Berichtes wahr, so würde man vor einem Abgrunde sittlicher Verworfenheit stehen. Die beiden Buben, die an dem Rechtsanwalt Levy den Raubmord begingen, sind vom Gericht zum höchst zulässigen Strafaufmaß von 15 Jahren Gefängniß — vor dem Richtbeil schützte sie ihre Jugend — verurtheilt worden. Wenn Rechtshörer der Mithat Beifall zollen, so ist von ihnen anzunehmen, daß, wenn sie in gleicher Lage wären — wir haben vorläufig die Richter im Proceß Levy im Auge — ihnen das Bewußtsein ihres Rechtes der „freien richterlichen Beweiswürdigung" eingeben würde, Menschen, die ihre Verhältnisse durch Ermordung eines oder mehrerer Juden zu verbessern getrachtet haben, die Bewegungsfreiheit innerhalb der Gesellschaft nicht zu entziehen. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit, daß deutsche Studenten so tief gesunken seien, daß sie thun könnten, was erzählt wird, treibt dem Patrioten die Schamröthe in die Stirn. Herr Professor Kohler wird nicht anders empfinden und spricht deshalb vielleicht doch — gegen akademische Gewohnheit — zur Oeffentlichkeit. Der preußische Landtag tritt erst nach zwei Monaten zusammen.

Aus den Kreisen des Deutschen Ostmarkenvereins wird uns geschrieben: Das Polenblatt am Rhein, die „Köln. Volksztg.", hat das Ende des **Wreschener Processes** nicht abwarten mögen, ehe es in gewohnter Manier Verrath an der deutschen Sache übte, unbekümmert darum, daß die Opfer des Wreschener Landfriedensbruches nicht „protestantisirende Hakatisten", sondern Katholiken sind, die allerdings als Deutsche wie als Staatsbeamte ihre Pflicht thun. Die „Köln. Volksztg." vergleicht nämlich die preußischen Staatsbürger polnischer Zunge mit den Boeren, die katholischen deutschen Lehrer mit den englischen Machthabern in Südafrika: wenn Boerenkinder in einer südafrikanischen Boerenschule — so meint die „Köln. Volksztg." — sich weigerten, englisch zu lernen oder Antworten in englischer Sprache zu geben, so würden die Engländer keine Prügelstrafe über sie verhängen, weil sie zu viel Achtung vor der persönlichen Freiheit hätten. Die Consequenzen dieses Vergleichs müssen dem führenden Centrumsorgane in aller Schärfe klar gemacht werden. Wer einen derartigen Vergleich zieht, bekundet dadurch die Auffassung, daß der preußische Staat nach einer längeren als hundertjährigen Herrschaft über ehemals polnisches Gebiet gegenüber den preußischen Staatsbürgern polnischer Zunge nicht mehr Rechte hat, als die Engländer gegenüber den Boeren, dieselben Engländer, die keineswegs in den faktischen Besitz der Boerenrepubliken gelangt sind und sich durch ihre barbarische Kriegsführung nicht nur die Verachtung der Boeren, sondern auch der ganzen civilisirten Welt zugezogen haben. Mit den Engländern also stellt die „Köln. Volkszeitung" den preußischen Staat, der seit einem Jahrhundert darum arbeitet, seine ehemals polnischen Unterthanen zu cultiviren, auf eine Stufe! Dabei fehlt sich die „Köln. Volksztg." vollständig über die Thatsache hinweg, daß der preußische Staat in der Ostmark lediglich von den ihm verfassungsmäßig zustehenden Befugnissen betreffs der Schulangelegenheiten Gebrauch macht, erst nach gewissenhafter Ermittelung der Sprachkenntnisse der polnischen Schüler seine Anordnungen getroffen und in der Durchführung der letzteren sich Concessionen an den polnischen Fanatismus nur zu sehr genehmigt gezeigt hat. Wenn unter solchen Umständen die lediglich vermuthete englische Humanität auf Kosten des eigenen Staates und Volkes herausgestrichen wird, muß ein Vergleich, wie der Chamberlain'sche in Bezug auf Boerenkrieg und 1870/71, als geradezu herausgefordert bezeichnet werden. Die Vermuthung aber, daß England im Puncte des Schulunterrichts ohne Weiteres den Boeren entgegenkommen werde, findet in der geschichtlichen Praxis Englands durchaus keine Bestätigung. Bereits zur Reformationszeit hat England in Irland — das von England wirthschaftlich mindestens in demselben Maße angezogen wurde, indem Preußen sich die Hebung der ehemals polnischen Landestheile nach allen Richtungen angelegen sein ließ — die englische Sprache und englisches Wesen eingeführt; Unterrichtsgegenstände und Lehrplan sind (vergleiche Professor Dr. Peterssilie's „Oeffentliches Unterrichtswesen") gegenwärtig genau dieselben, wie in Eng-

Feuilleton.

6]

Die Marmorliebe.

Eine Hofgeschichte von Jean Bernard.

Nachdruck verboten.

Sehr erstaunt quittirte Eber über den Empfang der goldenen Ordensinsignien und entließ den Diener mit einem reichlichen Trinkgeld. Am anderen Tage brachte die „Staats-Zeitung" die Verleihung.

Herr v. Eber wußte genau, daß dies der Anlaß würde, ihn in die Gesellschaft einzuführen; denn es war üblich, sich für eine solche Verleihung persönlich bei Sr. Hoheit zu bedanken und auch beim Staatsminister vorzusprechen. Beide Gänge war er in der Lage, in den Tagen vor dem Feste zu erledigen.

Er fand in dem Herzog einen leutseligen, herzensguten alten Herrn, welcher sich freute, die Bekanntschaft des schneidigen Artikelschreibers zu machen; es schien übrigens diese Audienz eine abgekartete Sache zu sein, denn gegen sonstige Gewohnheit ergriff Se. Hoheit die Gelegenheit, den Baron seiner Gemahlin und dem Erbprinzen vorzustellen, welche Beide gegen sonst gepflegten Usus wie zufällig in das Audienzzimmer kamen. In der That traf das zu, was Prinz Frazzilo schon etliche Tage zuvor ihm in Aussicht gestellt hatte. Erbprinz Hugobert, eine stattliche, anscheinend kerngesunde Erschrinung, führte bei der nun folgenden Unterhaltung hauptsächlich das Wort; dieselbe drehte sich um das Theater und seine Reform. Franz entwickelte seine Ansichten in freimüthiger Art und fand in den hohen Herrschaften ein dankbares Publicum. In der That rückte der Erbprinz schließlich mit der Frage heraus, ob v. Eber nicht gewillt sei, mit seinem Rath den derzeitigen Director des Hoftheaters zu unterstützen.

In vorsichtiger, gewandter und überzeugender Weise wußte Franz die ganze Sachlage zu schildern und das Unthunliche dieses Vorschlages bei der nicht blos muthmaßlichen, sondern sicher zu erwartenden feindseligen Haltung des Intendanten gegen den Schreiber der Reformartikel darzulegen. Der Herzog und der Prinz, die ja ihre Pappenheimer auch kannten, mußten dem Manne innerlich Recht geben, wenn sie auch in ihren Entgegnungen das lebhafteste Bedauern über die vorliegenden Verhältnisse aussprachen. Die Frau Herzogin, eine stolze, fast unnahbare Dame, hielt sich bei der Verhandlung reservirt, ja, es hatte den Anschein, als sei sie indignirt, daß man sie zur Anwesenheit gezwungen habe. In Wahrheit verfolgte sie die Angelegenheit mit großer Aufmerksamkeit, handelte es sich doch um einen ihrer treuesten Anhänger, den sie jedoch nicht offen zu schützen wagte.

Sie war daher sehr zufrieden, daß dieser Baron, dieser aufgehende Stern, selbst einen Haken in der ihm angebotenen Stellung fand, daß somit der Intendant Digges gerettet war. Allerdings ahnte die hohe Frau nicht, daß der Vorschlag noch weiter ausgedehnt würde; sie erschrak fast, als ihr Sohn, der Erbprinz, in seiner ruhigen, ernsten Weise meinte, es fände sich aus allen diesen begründeten Bedenken doch ein Ausweg. Man könnte immerhin die Pensionirung des derzeitigen Intendanten ins Auge fassen.

Dieser Gedanke kam auch dem Herzog etwas unerwartet, vielleicht war er nicht gewillt, so weit zu gehen; wenigstens merkte Eber die obwaltende Verlegenheit sofort und benützte sie, um den vom Erbprinzen ausgesprochenen Gedanken einen Gedanken bleiben zu lassen. Mit größerer Beredtsamkeit als er im entgegengesetzten Falle vielleicht angewendet hätte, führte er die praktische Tüchtigkeit von Digges ins Feld, die gegen seine eigene praktische Geschäftsunbeholfenheit doch wesentlich ins Gewicht falle; man dürfe sich einer so bewährten Kraft, die nun auf die rechte Bahn gelenkt sei, nicht ohne Weiteres berauben, selbst, wenn eine gewisse berechtigte Verstimmung gegen den eigensinnigen Intendanten vorliege. Der Gedanke, den Intendanten zu stürzen oder gar sich an dessen Stelle zu bringen, sei ihm bei Abfassung der Reformartikel himmelweit entfernt gewesen. Sein Sinn sei überhaupt nicht auf eine Theaterlaufbahn gerichtet und er müsse ehrfurchtsvoll bitten, in dieser Sache von seiner Person ganz abzusehen. Jetzt freilich war das Erstaunen auf Seiten der hohen Herrschaften, welche bei dieser unvermutheten Wendung der Dinge mit ihrem Latein zu Ende waren — und sich deshalb in allgemeinen Redensarten ergingen, die denn auch die Audienz baldigst beendeten.

Mit großer Genugthuung verließ Herr v. Eber das Schloß, nicht sowohl, weil er durch seine Ablehnung den Wunsch des Prinzen Frazzilo erfüllt hatte, sondern weil er in der That seiner eigenen Meinung Ausdruck geben durfte. Er liebte zwar die Kunst und darum auch das Theater als Vermittler der dramatischen Kunst, allein, mit dem Theater in irgend einer ausübenden Art, und sei es als Director, wollte er nichts zu thun haben.

Der Wunsch des Prinzen war somit sein eigener Wunsch — und leicht zu erfüllen. Der Prinz jedoch dachte anders; er rechnete es dem Baron hoch an, daß dieser seinetwegen eine ansehnliche Stellung ausgeschlagen; er ließ ihn das auch durch Ofenmann wissen und außerdem sagen, er rechne sicher auf die Anwesenheit des Barons bei dem in Aussicht stehenden Feste des Grafen Besan. Das schien Alles gut; allein Franz v. Eber hegte doch gewisse Zweifel, ob der junge Prinz willens und in der Lage sei, ihm eine Stellung ausgiebiger Art zu sichern. Er erkannte, daß es unter den am Hofe zu H. . . . herrschenden Verhältnissen schwierig war, einen homo novus, der er war, einen Fremden der Person des Prinzen zu attachiren. Der gute Wille des Prinzen mochte wohl vorhanden sein, ob er aber durchdringen würde, gegenüber den Machinationen der Hofintriguanten, die gewiß gegen den Fremden arbeiten würden, war unsicher —, deshalb beschloß Franz, das Anerbieten seines väterlichen Freundes in Berlin, ihm eine Stellung in der Ausstellungscommission für Chicago zu verschaffen, nicht zurückzuweisen, vorläufig aber auch noch keine bindende Zusage zu ertheilen.

v. Eber war eben der Mann nicht, sich monatelang an einem Ort in Erwartung fürstlicher Huld bannen zu lassen, er kannte die Welt und wußte, daß von der augenblicklichen Idee eines Fürsten nicht allzuviel zu erwarten war. Bei ruhiger Ueberlegung mußte er sich sagen, daß die Grundlage, auf welcher seine Hoffnung sich aufbaute, recht schwankender Natur war. Der junge Prinz war augenblicklich durch ein Frauenbildniß bezaubert, das stand fest, allein, wie lange würde diese Bezauberung dauern? Würde sie nicht erklaffen, noch ehe es gelang, ausfindig zu machen, wen jene Büstenphotographie darstelle? Irgend ein weibliches Wesen, dessen Eroberung leichter war, konnte dem Zauberbilde und damit dem Grunde, der Eber und den Prinzen verband, gefährlich werden.

Und doch hatte dieses in Aussicht stehende Abenteuer, dem keines der bisher erlebten gleich, einen solchen Reiz, daß Eber halbwegs von dem Eifer des Prinzen angesteckt wurde, das Geheimniß der schönen Marmorbüste zu entschleiern.

Er hatte darum bereits an die Münchener Firma geschrieben und hielt eine freilich nicht befriedigende Antwort derselben in Händen, die zugab, daß die betreffende Photographie Münchner Ursprunges sein könne, die Nummer 22 222 deute darauf hin, daß sie muthmaßlich zu einer nach England verkauften Collection gehöre, doch könne Sicheres darüber nicht angegeben werden, bevor man nicht ein Exemplar der betreffenden Photographie vor sich habe. Uebrigens besitze die Firma eine so reiche Auswahl solcher nach Bildhauerarbeiten hergestellten Lichtbilder, daß ein Liebhaber sicher Vieles zur Ergänzung seiner Sammlung finden werde. — Ein neuester, mit Bildern ausgestatteter Katalog war beigefügt.

Die kaufmännische Art der Erledigung der Anfrage lag zwar nahe, paßte jedoch für den mehr idealen Charakter der Angelegenheit sehr schlecht.

So kam denn kurz nach Neujahr das Concert des Grafen Besan, nach dessen Beendigung ein Ball, ein wirklicher Ball, in den jahrelang nicht benutzten Festräumen des Besan'schen Palais folgen sollte. Ganz H . . . sprach von diesem Balle, dessen Arrangement man von dem alten Sonderling nicht mehr erwartet hatte. Auch Graf Ferdinand, der Neffe des alten Grafen, war von dieser Idee des Ohrims überrascht und angenehm berührt; es schien ihm diese unerwartete Wandlung in der Gesinnung des Onkels darauf hinzudeuten, daß auch der zu häufig und schroff sich äußernde Geiz des alten Grafen sich mildern werde. Darum war Ferdinand Feuer und Flamme für die Absicht des Onkels und nahm sich mit Eifer des Arrangements an. Außer Fräulein Berser war auch die neugewonnene Altistin Margarethe Bielau, sowie der Tenorist Meier um ihre Mitwirkung bei dem Concert gebeten worden. Noch eine Anzahl anderer Künstler war bereit, das Fest des Grafen Edwin zu verschönen. Aber die Einladungen! Die machten viel Kopfzerbrechen. Graf Ferdinand, der Adjutant des Prinzen Frazzilo, war dafür, daß man die Einladungen so weitgehend als möglich erlasse, jedoch nur an Personen, die mit dem Hofe in Verbindung ständen, daß man jedoch den Hof selbst, also die Herrschaften, mit der Bitte, zu erscheinen, verschone. Im Allgemeinen war Graf Edwin der Ansicht des Neffen, allein gegen gewisse Personen hatte der alte Herr eine solche Aversion, daß er ihre Namen mit Heftigkeit aus der Liste strich, dagegen wollte er einige Namen zugefügt wissen, wie Trael und v. Eber, von deren Einladung der Adjutant abrieth, weil sich dann andere Eingeladende genirt fühlen könnten. Onkel und Neffe hatten über diesen wichtigen Gegenstand öfters längere Besprechungen. Scheinbar gab der Onkel nach.

Insgeheim jedoch erlaubte sich der alte Herr in der Abwesenheit des jungen Grafen, Einladungskarten an den Redacteur Trael und den Baron v. Eber auszufertigen und abzusenden; insgeheim auch schrieb er an den alten Ofenmann und fügte diesen Briefe einige Zeilen an den Prinzen Frazzilo bei, dem er die Situation schilderte und anheim stellte, ganz nach Wunsch das Fest zu beehren oder ihm fern zu bleiben. Falls letzteres beliebt würde, stünden Sr. Hoheit immerhin etliche Zimmer seines Palais zur Verfügung, wo unauffällig eine Unterredung mit Herrn v. Eber, falls eine solche gewünscht würde, stattfinden könne.

Wer weiß, ob der alte Sonderling nicht auf einige hübsche Scenen rechnete, die so recht nach seinem Geschmacke gewesen wären, wie ein Begegnen zwischen Eber und Fahrer oder Digges, ein gesellschaftliches Zusammensein von Fräulein Berser und der neuengagirten Altistin! Dergleichen schien ihm amüsant.

Er wußte auch, daß die Tochter des Ministers von Gawandt,

SLUB
Wir führen Wissen.